

# Negativer Katholizismus

Otto Weiß hat ein Buch über die österreichischen Rechtskatholiken in der Ersten Republik geschrieben

■ MATTHIAS OPIS



Matthias Opis, Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik in Frankfurt/M., Wien und München. Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Styria Medien AG, Graz.

In einem Aufsatz unter dem Titel „Standortbindung und Zeitlichkeit“ erinnerte der deutsche Historiker und Philosoph Reinhart Koselleck daran, „dass sich mit dem Wandel der Geschichte auch die historischen Äußerungen über diese Geschichte wandeln“. Sobald sich Ort oder Zeit oder Person veränderten, habe dies neue Sichtweisen und damit neue Werke zur Folge, auch wenn diese über dasselbe handelten wie bereits vorliegende Publikationen. Was wie eine Binsenweisheit klingt und den historischen Wissenschaften ein krisensicheres Geschäft verheißt, erfordert in der Praxis ein hohes Maß an Problembewusstsein und wird selbst von professionellen Historikern häufig genug einfach ignoriert. Denn während der Auswahl von Quellen und Zeitzeugen als Ausweis vermeintlicher Objektivität und historisch-kritischen Arbeitens im Regelfall besondere Aufmerksamkeit zuteil wird, ist die selbstkritische Reflexion des Standorts und der persönlichen Interessen des Autors bis heute ein Stiefkind der Historiographie geblieben.

Vor allem dieser Standpunkt des Autors und die veränderten Zeitverhältnisse sind es, die eine von dem Theologen und Historiker Otto Weiß kürzlich vorgelegte Studie über den österreichischen Rechtskatholizismus in der Ersten Republik besonders interessant und lesenswert machen.<sup>1</sup> Weiß, der 1934 in Ulm geboren wurde und dem Dominikaner-Orden angehörte, hat sich vor allem als Modernismus-Experte einen Namen gemacht. Im Vorwort skizziert er seinen persönlichen Zugang zum österreichischen Katholizismus, wie er ihn nach seiner Übersiedlung nach Wien vor einigen Jahren kennen lernte. „Manchmal hatte ich den Eindruck, man war in Österreich – ein Erbe des Josephinismus? – katholisch, ohne christlich zu sein: man war konservativ-

katholisch, politisch-katholisch, kultur-katholisch, nur nicht religiös-katholisch. Und nicht wenige, denen ich begegnete, waren überzeugt, dass man, wenn man gut katholisch sein wolle, ‚rechts‘ wählen müsse.“ Erst nach und nach entdeckte Weiß dann auch Spurenelemente eines „anderen“ Katholizismus, der sich hierzulande nie zu einer homogenen, gar dauerhaften Bewegung aufschwingen konnte, sondern sich eher an einzelnen Persönlichkeiten kristallisierte. Neben der Ausnahmeerscheinung Kardinal König werden von Weiß in diesem Zusammenhang die katholischen Dissidenten Friedrich Heer und Erwin Ringel genannt.

## Eine „neue deutsche Kulturfront“

Mit Sympathie für die genannten Männer nimmt der Autor schließlich den facettenreichen, konservativen Katholizismus in den Blick, wie er im Wien der Jahrhundertwende Gestalt annahm, bevor er in der Ersten Republik zu einem ideologischen mainstream anschwoll, der die Polarisierung der politischen Kultur und den Abschied des Landes aus demokratischen Verhältnissen vorantrieb. Weiß seziert dieses ungemein materialreiche Phänomen mit großem Wissen um persönliche und diskursive Hintergründe – und mit bewusstem, professionellem Verzicht auf die besserwisserische Polemik des Nachgeborenen. Als primäre Quellen dienen ihm die Jahrgänge der beiden Zeitschriften „Das Neue Reich“ und „Schönere Zukunft“, die als Sprachrohr eines sendungs- und selbstbewussten Kulturkatholizismus fungierten, der an den nationalen Grenzen nicht Halt machte. Anders als der aus Österreich stammende, amerikanische Politologe Alfred Diamant, der sich in einem von Norbert Leser ins Deutsche übertragenen Werk vor über 40

<sup>1</sup> Otto Weiß: *Rechtskatholizismus in der Ersten Republik. Zur Ideenwelt der österreichischen Kulturkatholiken 1918-1934* (= Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte. Hg. v. Christoph Weber, Bd. 17), Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 2007.

Jahren erstmals systematisch mit den Spielarten des österreichischen Katholizismus in der Ersten Republik auseinandersetzte und dabei vor allem deren Positionen im Hinblick auf Demokratie, Wirtschafts- und Sozialordnung untersuchte, fokussiert Weiß das hinter den politischen Fragen liegende Verständnis von Kultur und stellt dieses Phänomen in einen größeren geografischen und geistigen Rahmen. Er zitiert dazu einleitend aus einem Beitrag, der im Mai 1926 in der „Kölnischen Volkszeitung“ erschien. Darin machte der katholische Philosoph Peter Wust auf die Formierung einer „neuen deutschen Kulturfront“ aufmerksam, „die sich von Wien her über München und Frankfurt bis nach Köln hinzieht“.

Wer waren die Repräsentanten dieser „Kulturfront“, die laut Wust „ihren stärksten Flügel in Österreich“ und ihr Standquartier im „roten Wien“ hatte? Welche Ideen und Ideologien wurden von dort aus in Umlauf gesetzt? In einem biobibliografischen Eingangskapitel stellt Weiß eine subjektive Auswahl von insgesamt fünf Persönlichkeiten vor – den Dichter und Universalgelehrten Richard von Kralik (1852–1934), den Publizisten Joseph Eberle (1884–1947), den Soziologen Ernst Karl Winter (1895–1959), den Juristen Hans Karl Freiherr Zessner-Spitzenberg (1885–1938) und den Philosophen Hans Eibl (1882–1958) –, deren heute weithin vergessene Biografien erste Orientierungslinien durch ein dicht bestelltes, nicht leicht zu überblickendes Gelände ziehen. Zugleich macht dieser plausible Zugang zur Thematik deutlich, wie unsinnig die im Untertitel des Buches angegebene Periodisierung ist; Biografien und noch weniger Ideen lassen sich nicht in das Korsett politischer Zäsuren zwängen.

### Superioritätsfantasien

Dies zeigt sich beispielsweise an den Lobeshymnen, die zum 70. Geburtstag Richard von Kraliks im Jahr 1922 in der katholischen Publizistik angestimmt wurden. Tenor: „Das neue Österreich muss am Kralikschen Geiste gesunden“. Die Partitur für diese Hymnen war zu diesem Zeitpunkt schon ziemlich alt und dementsprechend

abgegriffen, denn die atemberaubende Laufbahn und voluminöse Werkgeschichte des in Wien bewunderten Kulturpapstes Kralik hatten bereits in den 1880er Jahren im Dunstkreis der Renaissance der katholischen Romantik ihren Anfang genommen. Nach dem Vorbild der „Lichtgestalten“ Friedrich Schlegel, Clemens Brentano und Klemens Maria Hofbauer entwickelten Kralik und der wachsende Kreis seiner Jünger nach und nach das Projekt einer am Mittelalter orientierten, neuen deutschen Hochkultur, dem sie sich fortan – im wahrsten Sinne des Wortes – „verschrieben“. Als Sammelbecken der Bestrebungen für das von Kralik ausformulierte „katholische Kulturprogramm“ fungierten ab 1905/06 der „Gralbund“ bzw. die Zeitschrift „Der Gral“, die in ihren Beiträgen nicht den geringsten Zweifel an der Überlegenheit einer im Volke wurzelnden katholischen Kultur aufkommen ließ. Diese Kultur gehe allein von der Kirche aus, ohne die es weder „wahre Wissenschaft“ noch ein echtes Literaturideal geben könne. Alle kulturellen Bestrebungen hätten sich demnach selbstverständlich unter den unmittelbaren Einfluss der Kirche bzw. der Hierarchie zu stellen.

Diese integralistischen Positionen verfocht Kralik auch im legendären „Literaturstreit“ mit seinem intellektuellen Widerpart Carl Muth (1867–1944) und dessen Münchner Kulturzeitschrift „Hochland“. In Deutschland geisterte seit der durch Georg von Hertling 1896 geäußerten Selbstkritik das Gespenst von der „katholischen Inferiorität“ durch das katholische Milieu, wo es vor allem in der Diskussion von Bildungs- und Kulturfragen beständig auftauchte. Den dominanten, durch die Modernismus-Enzyklika „Pascendi“ gestützten Selbstbeschwichtigungskurs von Amtskirche und führenden katholischen Funktionären unterbrach „Hochland“ immer wieder mit qualifizierten Zwischenrufen, die in der Forderung mündeten, die Literatur katholischer Autoren habe sich primär in künstlerischer Hinsicht als anschlussfähig zu erweisen. Diesen begründeten Einwand konnten auch die Diffamierung Muths als „Modernismus litterarius“ und die Indizie-

■ Für Eberle und seine Weggefährten blieb die Demokratie allein eine Projektionsfläche für Feindbilder, vor der sich die eigenen Leitideen umso leuchtender abheben konnten.

■ **Wie groß der Einfluss dieses tiefgehenden antimodernen Denkens auf die politische Entwicklung Österreichs tatsächlich gewesen ist, lässt sich am Beispiel Ignaz Seipels zeigen.**

„Hochlands“ im Jahr 1911 nicht dauerhaft aus der (katholischen) Welt schaffen.

### Schönere Vergangenheit

Aus diesem mit ungleichen Waffen geführten Konflikt – Autorität sticht Argumentation – gingen die Kirche und ihr ergebener Diener Kralik vordergründig gestärkt hervor. Um den „von Gott berufenen Bannerträger der katholischen Kultur in Österreich“, wie er sich selbst einmal in aller ihm zu Gebote stehenden Bescheidenheit charakterisierte, entstand in weiterer Folge ein eigentümlicher Personenkult, den Karl Kraus auf unnachahmliche Weise entzauberte. Im November 1922 schrieb er in der „Fackel“, die christlichsoziale „Reichspost“ halte Kralik „für einen Mann, der als Dichter wie als Denker über alle anderen Österreicher hinausragt, womit sie allerdings nur beweist, wie gering sie die Fähigkeiten ihrer Landsleute einschätzt“.

1918 fand Kralik in dem aus Deutschland stammenden Publizisten Joseph Eberle einen kongenialen Partner als „Sprecher eines nach rückwärts gewandten Kulturkatholizismus, der sich bei ihm mit einem aggressiven Antikapitalismus – oder, wie er es nannte, dem Kampf gegen die von den Juden gelenkte Plutokratie – verband. Zu seinem Antisemitismus, den er nicht erst in Wien gelernt hatte, kam sein Argwohn gegen den Parlamentarismus und sein Eintreten für einen starken, berufsständisch gegliederten Staat“, so Weiß. Eberle hatte sich mit polemischen Ausritten gegen die aus katholischer Perspektive übermächtigen liberalen Zeitungen in seinem 1912 erschienenen Werk „Großmacht Presse“ bleibende Sympathien im katholischen Lager erworben. In den beiden von ihm verantworteten Wochenschriften „Das Neue Reich“ (1918–1925) und „Schönere Zukunft“ (1925–1940) bündelte er die personell zwar disparate, ideologisch über weite Strecken allerdings uniforme katholische Kulturkritik an den „Zeitübeln“. In seiner offen zur Schau gestellten Begeisterung für die Habsburgermonarchie und mit der ihm eigenen Radikalität propagierte Eberle in seinen Zeitschriften antidemokratisches

Denken und das gleichzeitige Verlangen nach einem starken, autoritären Staat. Mit Berufung auf den Jesuiten Friedrich Muckermann macht Weiß darauf aufmerksam, dass die Zeitschriften Eberles vor allem von Klerikern gelesen wurden, die in ihrer Rolle als Milieumanager und Multiplikatoren dafür garantierten, dass die propagierten Ideen sowohl ins Kirchenvolk als auch in den politischen Katholizismus einsickerten.

### Rot sehen, schwarz denken

Für Eberle und seine Weggefährten gab es keine „Demokratie im Zwielflicht“, wie Heinrich Lutz einmal das pragmatische Arrangement der deutschen Katholiken zwischen Kriegsbeginn und Inflation mit der fundamental veränderten politischen Situation beschrieben hatte. Für sie blieb die Demokratie allein eine Projektionsfläche für Feindbilder, vor der sich die eigenen Leitideen umso leuchtender abheben konnten. Unter dem Titel „Das Urteil der Henker“ schrieb Eberle in „Das Neue Reich“ 1919, der Vertrag von Saint-Germain sei ein Diktat der Hochfinanz und Plutokratie, der Kapitalisten, Freimaurer und Juden, aufgebürdet einem Land, das für die abendländische Christenheit, für die Kultur des Papsttums und gegen den Islam sowie den zersetzenden Protestantismus gekämpft habe. Die genannten Feindbilder – ergänzt um die Sozialdemokratie, die als „gottlos“ und „verjudet“ gebrandmarkt wurde – blieben bis zum „Anschluss“ im Jahr 1938 stabil. Der damit apodiktisch verengte Horizont, die Weigerung, sich auf eine wie immer geartete offene und freie Art des Denkens und Diskurses einzulassen, und das dementsprechende publizistische Dauerfeuer trugen dazu bei, dass abweichende Initiativen, die „rechts stehen und links denken“ wollten wie etwa die „Österreichische Aktion“ Ernst Karl Winters, kaum Aussichten auf Erfolg hatten.

Wie groß der Einfluss dieses tiefgehenden antimodernen Denkens auf die politische Entwicklung Österreichs tatsächlich gewesen ist, lässt sich am Beispiel Ignaz Seipels zeigen. Ohne Zweifel stand Seipel als Mitglied der konstituierenden

Nationalversammlung an der Wiege der Republik und trug maßgeblich dazu bei, die christlichsoziale Politik im parlamentarischen System zu verankern und weiter zu entwickeln. Doch die ersten Risse, die sich nach dem Bruch der Koalitionsregierung von Sozialdemokraten und Christlichsozialen im Sommer 1920 zeigten, verbreiterten sich nach und nach zu einem Graben, der spätestens nach den Ereignissen um den Justizpalastbrand 1927 praktisch nicht mehr zu überbrücken war, da von beiden Seiten ungewollt. Unter dem Eindruck der chronisch gewordenen politischen Krise gewannen nun nicht nur bei Seipel jene Ordnungsvorstellungen zunehmend an Attraktivität, die in der Gedankenwelt der konservativen Kulturkatholiken schon immer eine zentrale Rolle gespielt hatten: Universalismus, Ganzheitslehre, Ständestaat.

### Fließende Übergänge nach rechts

Völlig zu Recht widmet Weiß dem „Chefideologen“ dieser „politischen Neuromantik“, Othmar Spann (1878–1950), besondere Aufmerksamkeit. Nach der Berufung an die Universität Wien hatte Spann dort im Sommersemester 1920 unter dem Titel „Der wahre Staat“ seine „Vorlesungen über Abbruch und Neuaufbau der Gesellschaft“ gehalten, in denen er dem ausschließlich negativ konnotierten Individualismus den Universalismus als Ideal entgegenstellte. Otto Weiß: „Tatsächlich konnten sich in seiner Lehre die Monarchisten, Deutschnationalen und Katholiken in ihrer Sehnsucht nach Ganzheit, Führung und Gemeinschaft wieder finden. Sein romantisches ‚Ständestaatmodell‘ bot eine Alternative zum Kapitalismus wie zum Marxismus und schien alle Fehler einer gleichmachenden Demokratie zu überwinden, indem es den Besten den ersten Platz in Staat und Gesellschaft zuwies.“ Nicht zuletzt aufgrund seiner rhetorischen Begabung und Ausstrahlung als akademischer Lehrer avancierte Spann in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre zur maßgeblichen Stimme in der Staats- und Gesellschaftslehre, die auch in der Christlichsozialen Partei auf offene Ohren stieß. 1930 verfasste der Spann-Schüler Walter

Heinrich den „Korneuburger Eid“ der Heimwehr, dem sich bald auch viele Christlichsoziale anschlossen und der ein zentrales programmatisches Basiselement für den Ständestaat darstellte. Darin hieß es: „Wir verwerfen den westlichen demokratischen Parlamentarismus und den Parteienstaat! Wir wollen an seine Stelle die Selbstverwaltung der Stände setzen und eine starke Staatsführung, die nicht aus Parteienvertretern, sondern aus den führenden Personen der großen [...] Stände gebildet wird.“ Dass Spann von zeitgenössischen Beobachtern schon 1931 zu den „Vätern des Nationalsozialismus“ gezählt wurde, verdankte sich seiner Aufgeschlossenheit für völkisches Gedankengut und der Gegenliebe, die man ihm diesbezüglich erwies. Persönlich teilte er das Schicksal all jener Katholisch-Nationalen, die dem folgenschweren Irrtum aufsaßen, der Nationalsozialismus ließe sich taufen oder zumindest umarmen. Es ist einigermaßen beklemmend, nachzulesen, auf welche Weise Leute wie Eberle, Eibl und Spann, maßgebliche Teile der damaligen katholischen Intelligenz, die fließenden Übergänge nach rechts nicht nur geduldet, sondern beständig kultiviert haben, woran auch ihre nachträglichen Hinweise auf zweifelsohne vorhandene Differenzen und Dissonanzen im Detail nichts ändern. Bei der Lektüre kommt einem unweigerlich Heinrich Manns Diktum in den Sinn: „Bücher von heute sind morgen Taten.“

Alles in allem ist es ein erschreckendes Bild, das Otto Weiß von der „katholischen Kulturfront“ in der Ersten Republik zeichnet. Diese rechtskatholischen Positionen waren in heutiger Wahrnehmung eine kaum erträgliche, „äußerst fragwürdige Mischung von maßloser Überheblichkeit, reaktionärer Rückwärtsgewandtheit und aggressiver Verweigerung“. Nachdenklich muss stimmen, wie wenig Widerspruch sich innerhalb des katholischen Lagers regte und wie viel Unterstützung die „Kulturfront“ durch die Kirche erfuhr – von Priestern und Laien. Dieser Befund wäre ein Anlass, wieder einmal sehr bewusst nach jenen Punkten und Persönlichkeiten zu suchen, die das Bild dieses „negativen Katholizismus“ jener Zeit aufzuhellen vermögen.

■ Bei der Lektüre kommt einem unweigerlich Heinrich Manns Diktum in den Sinn: „Bücher von heute sind morgen Taten.“